

## Wolfgang Müller-Funk

### Die Wut des Erinnerns.

Das Vergessen genießt heute, aus bekannten Gründen, einen schlechten Ruf. Etwas moralisches Defizitäres haftet ihm. Wer vergisst, der hat etwas zu verschweigen. Das Glück des Vergessens – „Glücklich ist, wer vergisst“ heißt es in der berühmtesten Wiener Operette – ist demgemäß obsolet. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem aus dem psychoanalytischen Vokabular in die politische Alltagssprache eingewanderten *Verdrängung*. In Österreich, das ein rundes Jahrzehnt nach Deutschland auf die politisch problematischen Seiten seiner Geschichte verwiesen wurde, herrscht eine intellektuelle Stimmung vor, die man als Erinnerungs-Überbietung im Hinblick auf die gar nicht mehr so jüngste nationalsozialistische Vergangenheit bezeichnen könnte. Ein permanenter Wiederholungszwang ist da im Spiel, so als würde ohne die unzähligen Erinnerungsveranstaltungen und -manifestationen das Land wieder automatisch in den Zustand glücklichen Vergessens zurückfallen. Eine Ökonomie der Schuld und der Scham hat sich etabliert, die am kritischen Bewusstsein vorbei darauf hofft, dass sich durch das Ritual der Erinnerung und die Identifikation mit den Opfern von damals moralische Schuld, individuelle und kollektive, abtragen ließe. Nun lässt sich, vorab gesprochen, schwerlich leugnen, dass dieses spezifisch österreichische Erinnern in Medien, Geschichtswissenschaft und Politik zunächst einen wichtigen Beitrag zur Schaffung eines postnationalistischen und transnationalen Bewusstseins geleistet hat. Ohne in billiges Selbstlob zu verfallen, ist etwa zu konstatieren, wie schwer sich viele postkommunistische Länder in der Betrachtung ihrer schwierigen nationalsozialistischen, faschistischen oder kommunistischen Vergangenheit tun und wie sehr das politisch neonationalistische Attitüden begünstigt. Ungarn ist dabei nur das derzeit abstoßendste Exempel. In der kritischen Hinterfragung der eigenen Geschichte wird das der Nationsbildung inhärente Schema einer narzisstischen und standbildartigen Selbstüberhöhung gebrochen und darüber hinaus programmatisch sichtbar, dass die Zivilgesellschaften unserer Tage auf der historischen Errungenschaft jener universalen und transnationalen Menschenrechte beruhen, deren programmatische Verkündung durch die Vereinten Nationen ohne die kollektive Erfahrung der Greuelthaten des Nationalsozialismus, der beiden Weltkriege, der kolonialen Genozide und der postkolonialen Gewaltakte und Massaker undenkbar wäre. Die Menschenrechte sind die logische Antwort auf die Erfahrung, dass das Eis dessen, was man nicht unproblematisch als „Zivilisation“ bezeichnet, sehr dünn ist. Wer sich in unseren Tagen gegen die gegenwärtigen politischen Massenmorde engagiert, der und die „erinnert“ sich auf latente und sublimale Weise an Auschwitz. Womöglich ist das ein wirksamerer Beitrag als die Produktion weiterer Erinnerungsorte, die ja nur solange funktionieren, als es ein Bedürfnis nach Erinnerung gibt. Die Rhetorik des *Niemals Vergessen* suggeriert einen Kontrast zwischen (gutem) Erinnern und (bösem) Vergessen. Dieser politisch-moralische Appell wird verstärkt durch eine gesellschaftlich gewordene Erfahrung, dass der vergessliche Mensch, der Mensch, der sich nicht mehr erinnern kann, der Mann ohne Vergangenheit (um einen prominenten Film *Kaurismäki* zu benennen) in einem sozialen Dunkel lebt und jedwede Kommunikationsfähigkeit einbüßt. Auf die Alzheimer-Krankheit passt jenes geflügelte Wort aus der *Fledermaus*, wonach derjenige glücklich ist, der vergisst, schwerlich. Hin und wieder sind beide „dunklen“ Seiten des Vergessens miteinander

verbunden worden, so etwa in dem durch seinen Sohn Tilman publik gewordenen Fall des linken Intellektuellen Walter Jens, der systematisch seine nationalsozialistische Jugend übrigens mehr verschwiegen als vergessen hatte und in seinen letzten Jahren an Alzheimer erkrankte.

Erinnern und Vergessen sind im Gegensatz zur geläufigen Annahme nicht kontrastiv, sondern komplementär, fast dialektisch aufeinander bezogen. Wir erinnern uns, weil wir vergessen haben bzw. hatten. Wir haben vergessen, weil wir uns einmal erinnert haben. Es mag ein Vergessen geben, das dem Tod, dem symbolischen wie dem realen, beträchtlich nahe kommt, aber wie so viele kulturellen Phänomene befindet sich auch unserer Erinnerungsvermögen im Zustand der Latenz. In einer aktuellen Situation schießt aus dem latenten Gedächtnis ein Ereignis hervor, das wir vergessen hatten und das uns nun einholt. Pol Pot und die Täter des Massakers von Srebrenica mögen sich von Hitlers Schergen in den Konzentrationslagern unterscheiden, aber sie lösten und lösen in vielen Menschen immer wieder Erinnerungen an vergangene Verbrechen wie die Shoah oder den Gulag aus

„Und leben heißt vergessen – wenn auch hin und wieder die dunklen Schatten der Vergangenheit auftauchen“, meint ein Hofrat in Ferdinand von Saars Novelle *Sündenfall*, der soeben einem Bekannten seine tragische Jugendgeschichte, in der es auch um eigenes Verschulden geht, erzählt hat. Es geht hier nicht mehr um das Glück des Vergessens, sondern um dessen Funktion, den seelischen Schmerz zu neutralisieren oder wenigstens zu mildern; aber klar ist auch, dass solcherlei Vergessen niemals absolut ist, es ähnelt eher einem Vorhang, der das Dunkel des Geschehenen verbirgt und abdunkelt.

Bekanntlich hat die Antike bereits sehr komplizierte Kulturtechniken des Gedächtnisses und des Erinnerns entwickelt, die im Wesentlichen auf eine räumliche Veranschaulichung und Fixierung des zu Behaltenen basiert. Weniger bekannt hingegen ist, dass es, vor allem in der römischen Antike, auch eine Kunst des Vergessens gegeben hat, der der Literaturwissenschaftler Harald Weinrich eine bemerkenswerte Studie gewidmet hat, die von lateinischen Dichtern bis zum späten Modernismus eines Thomas Bernhards reicht. Die Ratschläge, Lethe, die Muse des Vergessens, herbeizurufen, sind ganz unterschiedlicher Art: den Verlust der Geliebten im Rausch des Weines zum Verschwinden zu bringen, die Ablenkung durch Arbeit oder durch Reisen, die Suche nach einer neuen Liebschaft. Dass all diese „Medizin“ womöglich nicht anhaltend bzw. nachhaltig ist, liegt auf der Hand, aber momentan lindert sie den Schmerz, den das Verlorene auslöst, an das man nicht erinnert werden will. Weinrichs Buch enthält aber noch eine andere Medizin des Vergessens, nämlich das Schreiben, die Literatur. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, wie sehr Vergessen und Erinnern miteinander verschränkt sind. Denn auf der einen Seite zielt die schriftliche Niederlegung des Geschehens auf ein Bewahren, auf eine archivarische Arbeit, aber auf der anderen Seite ist das Schreiben, Externalisierung und Entledigung. Schon bei Platon war davon die Rede, dass die Menschen durch die Erfindung der Schrift ihr Erinnerungsvermögen bzw. ihr Gedächtnis einbüßen würden. In diesem Sinne interpretiert Weinrich das imposante Werk Dantes *Divina Commedia* als eine Erinnerungs- und Vergessensarchitektur, mittels deren der florentinische Dichter viele seiner Zeitgenossen verewigt und zugleich abgelegt hat; aber auch Thomas Bernhards letzter Roman *Auslöschung* kann in diesem Sinne gelesen werden. Vordergründig bezieht sich dessen Titel auf den Unfalltod der in den Nationalsozialismus verstrickten Eltern, aber meint auch eine mnemotechnische Auslöschung, die im und durch den Roman vonstattengeht.

Die Psychoanalyse Freuds, die demselben zeitlichen und kulturellen Kontext wie Saars Novelle entstammt, geht von einer seelischen Dynamik aus, in der Vergessen und Erinnern nicht wie ein binäres Oppositionspaar funktionieren. Denn die Verdrängung, die nicht selten die des traumatisierten Opfers ist, ist kein moralisches Skandalon, sondern ein psychischer Selbstschutz: das Geschehene ist nicht unmittelbar, nicht momentan zu verarbeiten; die Verdrängung hinterlässt indes eine Erinnerungsspur und diese ist der Ausgangspunkt einer oft sehr viel später einsetzenden Erinnerung, die durch Therapie intensiviert und gesteuert wird. Einschlägig ist in diesem Zusammenhang auch Sigmund Freuds Unterscheidung von Melancholie und Trauer. Während der trauernde Mensch kurzfristig den schmerzlichen Verlust seines „Liebesobjekts“, eigentlich seines Liebessubjekts, intensiv und erinnernd durchlebt und nach diesem Stadium der Trauer aber imstande ist, sich für neue Beziehungen zu öffnen, etabliert der Melancholiker einen imaginären Erinnerungsraum, in dem er das durch Tod oder Trennung verlorengegangene geliebte Gegenüber gleichsam festhält. Er oder sie kann das Vergangene nicht loslassen und damit auch nicht „bearbeiten“. Zumindest in der melancholischen Version des Festhaltens wird die problematische Seite des Nicht-Vergessen-Wollens plastisch. Der melancholische Mensch ist unfähig, sein Leben neu zu beginnen, das von der schmerzhaften Erinnerung gleichsam fixiert ist. Das Vergessen hat demnach nicht nur eine problematische Seite, sondern eine lebensnotwendige Funktion. Sofern die oben skizzierte Phase intensiver Vergegenwärtigung durchlaufen worden ist, ist es die Bedingung der Möglichkeit, ein neues Leben zu beginnen. Das macht es auch erklärlich, warum viele Opfer kollektiver Verbrechen vor eine schier unlösbare Situation gestellt sind: Auf der einen Seite möchten sie nicht permanent – gegen eine weit verbreitete Opfer-Romantik – an die Situationen tiefster Erniedrigung erinnert werden und auf der anderen Seite bedarf das Trauma, das man erfahren hat, der symbolischen Bearbeitung. Nicht zuletzt drängt ein moralisches Gerechtigkeitsgefühl danach, dass die gesellschaftliche Umwelt das geschehen Unrecht anerkennt, markiert und auch bestraft. Erinnern ist kein reiner Selbstzweck, sondern tendiert stets dazu, einen undramatischen Zustand der Latenz herbeizuführen, was freilich immer auch bedeutet, dass es aus diesem Zustand zurückgeholt, reaktualisiert werden kann.

Wer nicht „relativ“ vergessen kann, der kann auch nicht leben. Der Computer, der alles speichert, „existiert“ vornehmlich in der Speicher-Funktion. Selbst wenn man dem Artefakt Leben einhauchen könnte wie in Mary Shelleys Frankenstein, wäre das keine menschliche Existenz. Diese basiert im Unterschied zur atemberaubenden und schier unermesslichen Speicherkapazität digitaler „Gestelle“ (Heidegger) auf der Unvollkommenheit des Gedächtnisses. In einem emphatischen Sinn lässt sich ohne Vergessen nicht leben. Dies bringt noch ein anderes unsicheres Moment mit sich: Das, was wir vergessen haben und wieder erinnern, bleibt nicht, wie es ist. Unsere vom Vergessen durchzogene Erinnerung ist kein sicherer Schatz, keine ein für allemal fixierte Größe. Die Metaphysik einer stabilen und verlässlichen Präsenz des Vergangenen ist philosophisch längst erschüttert. Die Erinnerungen, die wir ein ganzes Leben mit uns tragen, verändern sich, erfahren neue Erzählformate – Erzählen heißt nämlich nicht nur das Erinnerte präsentieren, sondern auch, das erinnerte Geschehen situativ und je nach Kontext verschieden zu deuten. Die perfekten Gedächtnisspeicher, die alles behalten, sofern sie nicht der Materialmüdigkeit anheimfallen, können keine Geschichten erzählen, die davon berichten, dass sie leben, das heißt menschlich handelnd in der Welt zugegen sind.

Die Angst, wir könnten die grauenhaften Ereignisse des kurzen 20. Jahrhunderts vergessen, ist nachvollziehbar, aber vollkommen unbegründet. Zu sehr werden wir durch die Gegenwart an die kollektiven Verbrechen der Vergangenheit erinnert. Das ist auch der Grund, warum Walter Benjamins Figur des Engels der Geschichte nichts von ihrer Aktualität eingebüßt hat. Dieser Engel wird von der Erinnerung an die Gewalttaten in die Zukunft getrieben. Politisch ist das der Versuch, die Ambivalenz jenes Prozesses auszubalancieren, der durch beide Momente, Erinnern und Vergessen, geprägt ist. Benjamins Figur zielt auf eine Handlungsfähigkeit für die Zukunft und transzendiert damit eine problematische Fixierung an die Vergangenheit.

**Wolfgang Müller-Funk**, geb. 1952 in Bremen, Prof. für Kulturwissenschaften am Institut für Europäische und Vergleichende Sprachwissenschaften der Universität Wien; umfangreiche Lehr- und Forschungstätigkeiten an europäischen und US-amerikanischen Universitäten und Forschungseinrichtungen. Neben zahlreichen wissenschaftlichen Publikationen auch literarische: Essays und Gedichte, zuletzt: „Da sein. Gedichte“, Bibliothek der Provinz, Weitra 2014.